

Maria Funder

Krise der Spätmoderne – Transformation des Reproduktionsregimes?

Einleitung

Ein flüchtiger Blick auf die medialen Debatten zeigt, dass sich der Begriff der Krise zu einem weit verbreiteten Narrativ entwickelt hat. Der amtierende Kanzler Olaf Scholz wurde gleich zu Beginn seiner Amtszeit als „Krisenkanzler“ bezeichnet – ein Etikett, mit dem bereits seine Vorgängerin Angela Merkel versehen wurde. Standen 2007/2008 noch die Finanzkrise und die damit verwobenen politischen Folgen und sozialen Verwerfungen, wie die sich vertiefende soziale Ungleichheit, im Fokus des gesellschaftlichen Geschehens, war es 2015 die so genannte „Flüchtlingskrise“¹, die extrem nationalistische und populistische Bewegungen auf den Plan gerufen hat. 2020 hat dann die Covid-19 Pandemie – mit all ihren gesundheitlichen, sozialen und psychischen, politischen und wirtschaftlichen Auswirkungen – die öffentlichen Debatten bestimmt. Wenngleich es auch nach wie vor immer wieder neue Covid-Sub-Varianten gibt, ist die Auseinandersetzung mit dem Thema Pandemie seit dem 24. Februar 2022, also mit Beginn des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine, in den Hintergrund gerückt. Schon jetzt ist nicht mehr zu übersehen, dass dieser sowie auch der aktuelle Krieg in Nahost nicht nur weitreichende humanitäre, geopolitische und wirtschaftliche Auswirkungen hat, sondern auch Fluchtbewegungen nach sich

1 Die Fluchtbewegung im Jahr 2015 wurde umgangssprachlich als „Flüchtlingskrise“ bezeichnet. Der Begriff wurde in vielerlei Hinsicht kritisiert, z.B. weil er „Geflüchtete“ und Asylbewerber:innen unpräzise mit Migrant:innen gleichsetzt und nicht zuletzt auch, weil „Krise“ negativ konnotiert ist und damit suggeriert wird, dass Gefahr von Geflüchteten ausgeht. Auf die Wahrnehmung von Krisen und die Deutungshoheit von Krisendefinitionen wird daher noch an anderer Stelle eingegangen.

zieht. Welche Effekte all dies haben wird ist zwar noch nicht genau bestimmbar, zu vermuten ist aber, dass sich die bereits bestehenden sozialen, politischen und ökologischen Probleme weiter verschärfen werden.

Gegenwartsgesellschaften sind offenbar permanent mit Krisen konfrontiert und im Begriff, ihre ökologischen Grundlagen selbst zu zerstören.² In der Soziologie wird daher schon seit einiger Zeit mit Blick auf die Spätmoderne von einer selbsterzeugten „Dauerkrise“³ gesprochen, bei der es sich längst nicht mehr nur um eine einzige Krise, sondern gleich um ein ganzes Bündel von „gleich- und ungleichzeitigen, nebeneinander existierenden, sich wechselseitig beeinflussenden oder verstärkenden Krisen“⁴ handelt, was als „ökonomisch-ökologisch-politisch-psychologische Quadrupelkrise“⁵ oder auch „VielfachKrise“⁶ bezeichnet wird, die durch die aktuellen Entwicklungen noch an Dynamik gewonnen hat. Konstatiert wird in Anbetracht dieser permanenten Konfrontation mit immer neuen Krisenkonstellationen eine chronische „Überforderung der Gesellschaft“⁷, der es schwer zu fallen scheint, Krisendiagnosen eine Therapie folgen zu lassen, obwohl wir es doch eigentlich – wie Nassehi noch vor dem Ukrainekrieg meinte – mit einer „unfassbar leistungsfähigen Gesellschaft“ zu tun haben, die „so viel kann“, aber offenbar dann „doch so wenig“⁸. Woran liegt das?

Wer nach Antworten sucht, kommt nicht umhin, zunächst ein Verständnis davon zu gewinnen, was überhaupt gemeint ist, wenn von Krise gesprochen wird und warum mit Blick auf die Spätmoderne nicht davon auszugehen ist, dass wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Krisenmomente an Schärfe verlieren werden. Meine Analyse setzt hier an, konzentriert sich aber nicht auf die gegenwärtigen Krisenherde, sondern will die Aufmerksamkeit auf

2 Vgl. hierzu u.a. Schroer (2022).

3 Siehe z.B. Reckwitz (2021), aber auch Nassehi (2021).

4 Demirović/Maihofer (2013), 30.

5 Zum Begriff siehe Rosa (2021), 204.

6 Siehe zur Debatte über die Vielfach- oder multiple Krise auch Bader et al. (2011).

7 So rückt Nassehi an die Stelle der These vom „Unbehagen des Individuums“, das in und an den sozialen Strukturen leidet (siehe hierzu auch Reckwitz und Ehrenberg, die von einem „überforderten Selbst“ sprechen), die Diagnose einer „Überforderung der Gesellschaft mit sich selbst“ (Nassehi 2021, 18).

8 Nassehi (2021), 21.

ein schon weitaus älteres, strukturelles gesellschaftliches Problemfeld richten, nämlich auf die sich in der Spätmoderne keineswegs verflüchtigende, sondern eher noch zuspitzende „Reproduktionskrise“⁹. Dabei handelt es sich – wie Kerstin Jürgens¹⁰ mit Blick auf frühere Reproduktionskrisen klar stellt – im Kern um Krisen, die im Zuge des Umbruchs eines jeweils historisch vorherrschenden Reproduktionsmodells¹¹ entstehen. Um jedoch gleich von Beginn an eine verengte Sicht auf die Reproduktion¹² von Arbeitskraft zu vermeiden, sollte stets die gesamte „Lebenssorge“¹³ (bzw. Care in einem weiten Sinn) im Fokus stehen – ich präferiere daher ein, um die Sorge- bzw. Care-Dimension, erweitertes Verständnis und spreche von einem sozialen *Reproduktionsregime*.

Anzunehmen ist, dass nicht nur die bürgerliche und die industriell organisierte Moderne, sondern auch die Spätmoderne¹⁴ ein spezifisches soziales Reproduktionsregime aufweist, das allerdings – ebenso wenig wie das bürgerliche oder industriell organisierte Reproduktionsregime – nicht vor Krisen gefeit ist, zumal die Logik der Spätmoderne bereits den Keim für die nächste Reproduktionskrise in sich trägt. Mit anderen Worten, folgt man einer Charakterisierung von Reckwitz¹⁵ herrscht in der Spätmoderne eine „Logik

9 Vgl. hierzu bereits Jürgens (2010).

10 Vgl. Jürgens (2013), 76.

11 Im Kern ist hiermit die jeweils spezifische soziale, kulturelle, politische wie rechtliche Ausgestaltung der Trias von Erwerbsarbeit, Wohlfahrts- bzw. Sozialstaat und Familie gemeint.

12 Der Begriff der Reproduktion kann unterschiedliche Bedeutungen haben: In der politischen Ökonomie ist dann von Reproduktion die Rede, wenn es um die Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der sozialen Strukturen und gesellschaftlichen Verhältnisse geht. In einem engeren Sinn zielt Reproduktion auf die Aufrechterhaltung bzw. Wiederherstellung von Arbeitskraft ab (biologische und soziale Reproduktion). In der Geschlechterforschung findet sich ein weitergehendes Verständnis, das die Dimension der Sorge (Care) hervorhebt. Gemeint ist bezahlte wie unbezahlter Sorgearbeit (Care), die sowohl gegenstandsbezogen (Hausarbeit) als auch auf andere (Fürsorge) oder die eigene Person (Selbstsorge) ausgerichtet sein kann. Ausgemacht werden können historisch spezifische „Lebenssorge-Regimes“ (Klinger 2013). Wie gewichtig die soziale Reproduktion (insbesondere Haus- und Sorgearbeit) ist, hat auch Honneth (2023) jüngst thematisiert.

13 Vgl. Klinger (2013).

14 Zu den Begriffen siehe Reckwitz (2021), 99 ff.

15 Vgl. Reckwitz (2017).

des Besonderen“ und das Prinzip der „Singularisierung“ vor, die mit einer folgenreichen (Für-)Sorge-Ignoranz einhergeht.¹⁶ Hinzu kommt, dass in Anbetracht der bereits vorherrschenden Geschlechteremanzipation und gesellschaftlichen Gleichstellungserwartungen ein kompletter Backlash im Sinne einer Rückkehr zum Leitbild des „männlichen Alleinernählers und der Hausfrauenehe“, der zufolge Frauen für die Haus- und Sorgearbeit als zuständig angesehen werden, nicht sehr wahrscheinlich ist. Wenngleich in den Zeiten der Pandemie durchaus eine Tendenz in Richtung „Re-Traditionalisierung“ der geschlechtlichen Arbeitsteilung¹⁷ beobachtet wurde¹⁸, ist dennoch nicht davon auszugehen, dass die Care-Problematik und mithin die Reproduktionskrise der Spätmoderne auf diese Weise dauerhaft bewältigt werden kann. Um es auf den Punkt zu bringen – meine These lautet: Da die Logik der Spätmoderne im Kern nicht darauf ausgerichtet ist, die Sphäre der Reproduktion, insbesondere Fürsorge, als basale Strukturmerkmale der Ökonomie und der gesamten Gesellschaft wahrzunehmen, ist die nächste Reproduktionskrise bereits vorprogrammiert. Ob diese Skepsis berechtigt ist, darüber will dieser Beitrag Aufschluss geben.

Gegliedert sind die weiteren Ausführungen in drei Teile: (1) Im ersten Teil wird der Frage nachgegangen, was denn überhaupt gemeint ist, wenn von Krise aus einer soziologischen Sicht die Rede ist, im zweiten (2) wird analysiert, was die spezifischen Varianten bzw. „Versionen“¹⁹ der Moderne voneinander unterscheidet und welche spezifischen sozialen Reproduktionsregimes ihnen zugrunde liegen. Nachgezeichnet werden nicht nur Charakteristika der bürgerlichen (2.1) und der industriellen Moderne (2.2), sondern auch Spezifika der Spätmoderne (2.3). Zu klären ist, ob und inwieweit es sich bei der Spätmoderne tatsächlich um eine Version der Moderne handelt, in der traditionelle Geschlechterbilder bzw. Geschlechterstereotypisierungen und damit auch Geschlechterungleichheiten keine Rolle mehr spielen. Oder verhält es sich nicht doch eher

16 Aulenbacher und Dammayr (2014) sprechen von „struktureller Sorglosigkeit“.

17 Hierbei handelt es sich um eine Diagnose von Jutta Allmendinger, die Entwicklungen in der Pandemie zum Anlass nimmt, von einem Rollback in die Geschlechterordnung der 1950er Jahre auszugehen.

18 Vgl. u.a. Kohlrausch/Zucco (2020).

19 Zu dieser Differenzierung in drei Versionen der Moderne siehe Reckwitz (2021), 99 ff.

so, dass angesichts der Logik der Ökonomie der Spätmoderne, die auf „individuellen Erfolg“, „Einzigartigkeit“ und „Ideale der Selbstverwirklichung“²⁰ abzielt, nicht nur die Ignoranz gegenüber den Erfordernissen der sozialen Reproduktion bzw. von Care in einem weiteren Sinn zunimmt, sondern sich auch – insbesondere im Kontext der Externalisierung von Carearbeit – die „Achsen der Differenz“ (Knapp) weiter verfestigen. Im abschließenden Fazit (3) richtet sich der Blick auf die Krise der Spätmoderne und die zentrale Frage, ob das Reproduktionsregime bald wieder erneut an einem Scheidepunkt stehen wird. Gibt es dann vielleicht Anzeichen für eine Neukonfiguration der Arbeits- und Geschlechterarrangements im Sinne eines „nachhaltigen Reproduktionsregimes“²¹ oder läuft nicht doch alles auf eine verschärzte Reproduktionskrise hinaus, die allerdings durch das auf Selbstsorge ausgerichtete „Worker-Adult-Leitbild“ in Kombination mit Selbstverwirklichungs- und Diversitätsmythen verdeckt wird?

1 Was heißt hier Krise? Plädoyer für einen erweiterten, mehrdimensionalen Krisenbegriff

Neu ist die Krisenhaftigkeit der modernen Gesellschaft nicht, denn Krisen gehören – wie es Reinhart Koselleck schon vor einigen Jahrzehnten formuliert hat – zur „strukturellen Signatur der Neuzeit“²². Folglich erstaunt nicht, dass es der Soziologie weder an Krisenbegriffen noch an Krisentheorien mangelt, historisch betrachtet ist sie geradezu eine „Krisenwissenschaft“. Soziolog:innen waren von Beginn an darauf geeicht, gesellschaftliche Transformationsprozesse und epochale Verwerfungen zum Gegenstand ihrer Analysen zu machen, was zwangsläufig eine Auseinandersetzung mit Krisenursachen, -dynamiken und -verläufen impliziert. Gleichwohl erweist sich die Verständigung auf einen allgemeinen Krisenbegriff bis heute als ausgesprochen schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, was nicht nur mit der für die Soziologie so typischen Theorienpluralität zu-

20 Vgl. Reckwitz (2021), 112.

21 Gemeint ist hiermit vor allem eine Verknüpfung zwischen einer – im Sinne von Tronto (2013) – „caring democracy“ mit einer sorgeorientierten Ökonomie.

22 Koselleck (1982).

sammenhängt, sondern auch damit zu tun hat, dass Krisen – folgt man Nünning²³ – eben nicht „ein für alle Mal definierbar“ sind. Vielmehr hängt das Verständnis von spezifischen Relevanzkriterien ab, die wiederum einem historischen Wandel unterliegen und kulturell unterschiedlich ausfallen können. Nicht zuletzt ist zwischen subjektiven und objektiven Sichtweisen zu unterscheiden. Bereits Habermas wies darauf hin, dass erst dann von einer Krise gesprochen werden kann, „wenn die Gesellschaftsmitglieder Strukturwandlungen als bestandskritisch erfahren und ihre soziale Identität bedroht fühlen“²⁴. Ob ökonomische, politische, ökologische, gesundheitliche, soziale und sozialpsychologische Problemlagen als Krise gedeutet werden, hängt also davon ab, ob Akteur:innen und am Ende auch die Gesellschaft selbst es so sehen, wobei sich sogleich die Frage stellt, wem die Deutungshoheit über die Definition und den Umgang mit einer Krise zukommt. Ob der Klimawandel, die Migrationsentwicklung oder der Umgang mit Care bzw. Sorgearbeit als krisenhaft erfahren wird, ist somit auch eine Frage gesellschaftlicher Diskurse, Konflikte und Auseinandersetzungen, auf die wiederum politische und ökonomische Herrschafts- und Machtkonstellationen einwirken. Kurzum, ob Krisensymptome als handlungsrelevant wahrgenommen werden und wie mit ihnen dann umgegangen wird, ist von einem ganzen Bündel von Faktoren bzw. jeweils historisch spezifischen Konstellationen sowie auch von der Durchsetzungsmacht von Akteur:innen, Interessengruppen und Bewegungen abhängig. Sie entscheiden mit darüber, ob eine Krise ein „transformatorisches und emanzipatorisches Potenzial“ aufweist und „neue Verhältnisse und Strukturen, Denkweisen und Wertvorstellungen, Handlungsmuster und Praxisformen“²⁵ hervorbringt oder eher eine Entwicklungsdynamik Fahrt aufnimmt, die gesellschaftliche Pathologien und Desintegrationstendenzen noch weiter verstärken, was bislang vielfach der Fall war.

Nicht unerwähnt bleiben darf an dieser Stelle, dass längst nicht alle Soziolog:innen die Position teilen, dass die Soziologie in erster Linie eine „Krisenwissenschaft“ ist und sich in gesellschaftliche Debatten einmischen soll – schon gar nicht mit Vorschlägen zur

23 Nünning (2013), 125.

24 Habermas (1973), 12.

25 Vgl. Steg (2020), 431.

Bewältigung gesellschaftlicher Pathologien. Vielmehr soll sie sich auf differenztheoretische Beobachtungen konzentrieren²⁶ und auf „Attitüden des Besserwissens“²⁷ verzichten, um nicht den Eindruck zu vermitteln, mit „tadelfreien moralischen Impulsen und besserem Durchblick“²⁸ aufzuwarten. Denn – so die Kritik – die Entwicklung alternativer Konzepte oder gar eines Entwurfs einer „guten Gesellschaft“ ist nicht Aufgabe soziologischer Theorie.²⁹ Gesellschaft ist schließlich „als Resultat von Evolution entstanden“³⁰ und folglich tut die Soziologie gut daran, eine Beobachterposition einzunehmen. Mithin sind Krisen ein gesellschaftlicher Normalzustand, sodass auf dramatisierende Beschreibungen gesellschaftlicher Entwicklungen, wie etwa die einer Epochenzäsur³¹ zwischen einer ersten und einer zweiten, reflexiven Moderne, verzichtet werden kann.

Dass man auch zu einer völlig anderen Auffassung gelangen kann, zeigen aktuelle Debatten. Zu nennen sind etwa die Vorschläge von Rosa, der erst jüngst auf „transgressive, formationstransformierende Momente“³² hingewiesen und „alternative Horizonte“ skizziert hat. In diesen Kontext sind sowohl die Überlegungen zu einer nachhaltigen „Postwachstumsgesellschaft“³³ einzuordnen als auch diverse Konzepte³⁴, die der „strukturellen Sorglosigkeit“³⁵ beikommen wollen. Demnach sollte eine sich als kritisch verstehende Soziologie, für die auch ich plädiere, nicht darauf verzichten, Gesellschaftskrisen zu diagnostizieren und zu kritisieren, ja sogar die Frage der wissen-

26 So erst jüngst wieder Nassehi (2021).

27 Luhmann (1997), 1115.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Vgl. hierzu Beck/Bonß/Lau (2001).

32 Vgl. hierzu z.B. die Überlegungen von Rosa (2021), 224ff.; siehe auch Reckwitz (2021).

33 Vgl. hierzu u.a. Rosa (2021); Neckel (2018) sowie auch SONA (Netzwerk Soziologie der Nachhaltigkeit (u.a. Melde 2021).

34 Zu nennen sind z.B. Frasers „Caregiver Parity“-Modell (Fraser 1994), Hauggs „Vier-in-eine-Perspektive“ (Haugg 2011) und Winkers „Care-Revolution“ (2021), aber auch das „Flexible Worker-Carer“-Modell sowie vor allem das „Flexible Worker-Care Modell“, das nicht einseitig erwerbszentriert ist, also Frauen wie Männern eine Care-Orientierung ermöglichen soll, ohne dass sie hierdurch Benachteiligungen in Kauf nehmen müssen (vgl. Eggers/Grages/Pfau-Effinger 2021).

35 Zum Begriff siehe Aulenbacher/Dammayr (2014).

schaftlichen Verantwortung in Krisensituationen ernst nehmen und Überlegungen zur Bewältigung von Krisen und gesellschaftlichem Wandel anstellen. Notwendig ist hierfür zweifelsohne ein Kompass, der die Suche nach alternativen Konzepten bzw. Gestaltungsentwürfen erst möglich macht. Bevor hierauf näher eingegangen werden kann, bedarf es allerdings noch eines weiteren Anlaufs, den Begriff der Krise etwas präziser zu bestimmen. Das kann selbstverständlich nur ansatzweise geschehen, denn es gibt wohl kaum ein zweites Thema, mit dem die Soziologie sich so ausgiebig auseinandersetzt hat. Ein Blick auf die Klassiker der Soziologie macht das recht deutlich. So waren Karl Marx und Friedrich Engels zweifelsohne Vorreiter, wenn es um sozialwissenschaftliche Krisendiagnosen ging. Krisen sind ihres Erachtens geradezu ein strukturelles Charakteristikum der kapitalistischen Ökonomie, die aus inneren Bewegungsgesetzen resultieren. Erwähnenswert ist diese historische Sicht auf Krisendiagnosen vor allem deshalb, weil sich schon hier eine verengte Sicht auf die Marktkökonomie abzeichnet. Die gesellschaftliche Bedeutung der Verflechtungen zwischen Erwerbs- und Reproduktionssphäre (wie insbesondere von Sorge bzw. Care in einem weiteren Sinn) und ihre Verwobenheit mit den vorherrschenden Arbeits- und Geschlechterbeziehungen werden somit quasi als ein Nebenschauplatz bzw. Nebenwiderspruch abgetan und rücken in den Hintergrund. Ein großes Verdienst der Geschlechterforschung ist es, dass sie dies früh erkannt und sich dafür stark gemacht hat, dass die enge Verzahnung zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre, Erwerbs- und Lebenswelt in Gesellschaftsanalysen nicht unberücksichtigt blieb. Konzepte, wie das der „doppelten Vergesellschaftung“³⁶, verdeutlichen nicht nur, wie angewiesen die Marktkökonomie auf Sorge- und Fürsorgearbeit ist, sondern auch, dass das Reproduktionsregime der Moderne auf der „Erfindung der Hausfrau“³⁷ und einer geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung basiert, die der Genusgruppe der „Frauen“ quasi von „Natur“ aus zuschreibt, für Haus- und Care-Arbeit zuständig zu sein. Der Ökofeminismus

36 Vgl. Becker-Schmidt (1991).

37 Siehe zur Genese dieses normativen Leitbilds der „Hausfrau“, die erst im Zuge der Moderne entstanden ist, auch die kulturwissenschaftliche Rekonstruktion von Eyke Rulffes (2021).

spricht gar von einem Prozess der „Hausfrauialisierung“³⁸, der die von Frauen geleistete Haus- und Care-Arbeit zugleich abwertet und unentgeltlich in Anspruch nimmt. Warum das gelingen konnte, darauf haben Gisela Bock und Barbara Duden bereits in den 1970er Jahren eine Antwort gegeben, wenn sie mit Blick auf die Haus- und Sorgearbeit von „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit“³⁹ sprechen. Mit anderen Worten: Solange wie Haus- und Sorgearbeit aus „Liebe“ (unbezahlt) erfolgt und die „naturgegebene“ geschlechtliche Arbeitsteilung nicht in Frage gestellt wird, liegt allenfalls eine latente, aber noch keine manifeste Krise des – auf genau dieser unentgeltlichen Sorgearbeit basierenden – Reproduktionsregimes vor. Hiervon ist wohl erst auszugehen, wenn die von Becker-Schmidt herausgearbeitete Vermittlung zwischen gesellschaftlich getrennten Bereichen und Arbeitsformen, für die in erster Linie Frauen als zuständig betrachtet werden, nicht mehr reibungslos funktioniert. Entscheidend ist daher, wie massiv das vorherrschende Arbeits- und Geschlechterarrangement und damit auch das dominante Reproduktionsregime (insbesondere die sie bestimmende Trias „Familie, Erwerbsarbeit und Wohlfahrts- bzw. Sozialstaat“) unter Druck gerät und an Legitimation verliert. Wenngleich die Frauenbewegung, neue Männlichkeitskonzepte und Familienmodelle (De-Familialisierungsprozesse) hierzu auch beitragen können, brenzlig wird es wohl erst, wenn das Zusammenspiel zwischen Markökonomie (Verfügung über die Ressource Arbeitskraft) und Reproduktion in einem weiteren Sinn (Selbst- und Fürsorge) ernsthaft ins Wanken gerät, es also nicht mehr gelingt, basale Reproduktionserfordernisse aufrecht zu halten. Ob dann jedoch weitreichende Veränderungen erfolgen und neue nachhaltige Sorgemodele Verbreitung finden oder nicht doch wieder ein Backlash stattfindet, ist die Frage. Wie der Übergang von der bürgerlichen Moderne zur industriell-organisierten Moderne sowie zur Spätmoderne einzuschätzen ist, wird uns daher noch beschäftigen.

Wir können bis hierher festhalten, dass Krisen zu kapitalistischen Gesellschaften gehören, allerdings steht nicht von vornherein fest, wie tiefgreifend die hiermit verbundenen gesellschaftlichen Erschütterungen jeweils sein werden. Ob sie einen gesellschaftlichen Um-

38 Vgl. Mies et al. (1988).

39 Vgl. Bock/Duden (1977).

bruch im Sinne einer Epochenzäsur auslösen, von der auch das Reproduktionsregime erfasst wird, ist zumindest nicht vorab schon festgeschrieben. Mit anderen Worten: Bei einer Krise handelt es sich um die Zuspitzung einer Transformationsphase, quasi um den Höhepunkt, deren weitere Entwicklungsdynamik nicht determiniert ist. Fest steht allenfalls, dass es so wie es war nicht weitergehen kann und sich die Gesellschaft – solange wie noch unklar ist, welche neue Richtung eingeschlagen wird – in einem Zustand befindet, in der mehr oder weniger heftige Widersprüche, Konflikte und Unvereinbarkeiten ausgetragen werden. Gramsci spricht im Hinblick auf Krise daher auch von einem „Interregnum“⁴⁰, in der „das Alte stirbt und das Neue nicht zur Welt kommen kann“, wobei – wie ausgeführt – längst nicht jede Krise unweigerlich „große Breschen in die Normalität der bürgerlichen Gesellschaft (schlägt)“⁴¹. Ob Krisen nachhaltige Veränderungen zur Folge haben, steht also nicht von vornherein fest, denn Krisenverläufe sind in hohem Maße durch Kontingenz bestimmt.

Krisen sind demnach zunächst einmal nichts Ungewöhnliches und nicht jede Krise führt automatisch in eine Katastrophe. Schumpeters Narrativ von der „schöpferischen Zerstörung“ macht das deutlich. Allerdings sind in der Soziologie optimistische Sichtweisen gesellschaftlicher Krisen eher selten. Karl Otto Hondrich⁴² löste schon allein mit seiner Frage nach der Nützlichkeit von Krisen – „Wieviel Gutes hat die Krise?“ – auf dem Soziologiekongress zum Thema „Krise der Arbeitsgesellschaft“ Anfang der 1980er Jahre Erstaunen aus. Schließlich wurden Krisen in der Soziologie eher mit Bedrohungs- und Zerstörungsszenarien verbunden. Zu den prominentesten Krisentheorien, die für eine solche Sichtweise stehen, gehört zweifelsohne die „Frankfurter Schule“, deren Erklärungsansätze – wie Streeck es auf den Punkt bringt – auf der „heuristische(n) Vermutung eines prinzipiellen Spannungsverhältnisses zwischen dem sozialen Leben einerseits und einer von Imperativen der Kapitalverwertung und Kapitalvermehrung beherrschten Ökonomie andererseits“⁴³ beruhen. Dieses wurde in der „Nachkriegsformation des de-

40 Gramsci (1991), 354.

41 Demirović/Maihofer (2013), 32.

42 Hondrich (1983).

43 Streeck (2011), 11.

mokratischen Kapitalismus auf vielfältige und sich historisch weiter entfaltende Weise durch staatliche Politik vermittelt“⁴⁴. Letztendlich war aber auch sie nicht in der Lage, die Widersprüchlichkeiten, die Interessengegensätze und die daraus resultierende fundamentale Instabilität dauerhaft auszutarieren, geschweige denn ein Gleichgewicht zu erzielen. Am Ende sind es aber selbst in dieser prominenten Theoriekonzeption, die viel zum Verständnis von Krisendynamiken beigetragen hat, in erster Linie dann doch zuallererst die ökonomischen Verhältnisse, die Krisen auslösen und eine Krisendynamik in Gang setzen, die sich immer mehr ausweitet und schließlich alle Bereiche der Gesellschaft – auch die Lebenswelt – mit marktökonomischen Kalkülen durchdringt.

Seitdem hat sich das theoretische Repertoire der Soziologie weiterentwickelt und es ist mittlerweile unstrittig, dass Krisen nicht nur im Feld der Ökonomie auftreten, sondern auch in der Politik, der Ökologie und vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen – auch in der Sphäre der sozialen Reproduktion. Eine verengte Sicht auf ökonomische Krisen führt somit nicht weiter, vielmehr bedarf es eines erweiterten Krisenverständnisses, das der Mehrdimensionalität dieses Phänomens, dessen Verlauf für die weitere gesellschaftliche Entwicklung so entscheidend ist, Rechnung trägt. Geht man zudem davon aus, dass es sich bei der Moderne nicht um einen „monolithischen“⁴⁵, nicht weiter spezifizierbaren historischen Komplex handelt, sondern vielmehr mit Beginn der Moderne – in Europa setzte sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Ablösung von der feudalistischen, aristokratischen Gesellschaft ein – unterschiedliche Varianten bzw. „Versionen“⁴⁶ zu unterscheiden sind, ist ein differenzierter Blick erst Recht dringend geboten. Es stellt sich folglich nicht nur die Frage, was die einzelnen Versionen der Moderne kennzeichnet und mit welchen spezifischen Krisenkonstellationen wir es jeweils zu tun haben, sondern auch, welche Spezifika die hiermit jeweils eng verflochtenen Reproduktionsregimes aufweisen.

44 Ebd.

45 Reckwitz (2021), 99.

46 So die Bezeichnung von Reckwitz (2021), 99 ff.

2 Krise der Moderne – Krise des Reproduktionsregimes?

Unstrittig ist, dass wir in Zeiten tiefgreifender Transformationsprozesse leben, die – so das Credo nicht weniger aktueller Gesellschaftsanalysen – zu einem Umbruch führen werden, deren Konturen sich im 21. Jahrhundert immer klarer herausschälen. Selbst wenn nach wie vor keine Einigkeit über die Tragweite des Wandels besteht (Epochenzäsur oder nicht), herrscht doch zumindest Übereinstimmung dahingehend, dass es „zuhau“ – so selbst Luhmann – „strukturelle Veränderungen infolge der Globalisierung“⁴⁷ (heute würde man auch die Digitalisierung, den Klimawandel, die Pandemie und die aktuellen Kriege anführen) innerhalb einzelner Funktionssysteme, angefangen von der Wirtschaft über die Politik bis hin zur Wissenschaft, gegeben hat (und weiterhin auch noch geben wird). Lassen wir die Idee einer „scharfen Epochengrenze“ zwischen einer ersten und zweiten Moderne also einmal außen vor, tauchen zumindest in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft einige neue Etikettierungen, wie „späte Moderne“⁴⁸, „Postmoderne“⁴⁹ und eben auch „Spätmoderne“, auf. Auch ich gehe davon aus, dass eine Differenzierung der Moderne in historisch aufeinanderfolgende Varianten hilfreich für vertiefende Analysen ist und versuche daher im Weiteren, Charakteristika der bürgerlichen und industriellen Moderne sowie auch der Spätmoderne näher zu skizzieren. Jede Version der Moderne – hier folge ich Reckwitz – ist durch eine spezifische Sozialstruktur, Staatsformation, Technologie und Kultur der Subjektivierung bestimmt. Zwingend ergänzt werden müssen diese Analysedimensionen allerdings – so mein Punkt – um das sie ebenfalls prägende Reproduktionsregime.

2.1 Bürgerliche Moderne – bürgerlich-patriarchales Reproduktionsregime

Betrachten wir zunächst die bürgerliche Moderne: Ihre Entstehungsgeschichte beginnt in Europa und ist eng verwoben mit der im

47 Vgl. Luhmann (1997), 1143.

48 Giddens (1995).

49 Bauman (1995).

18./19. Jahrhundert einsetzenden Industrialisierung bzw. der ersten industriellen Revolution, die zu einem tiefgreifenden Wandel des landwirtschaftlichen Produktionsmodells in Richtung einer Industrieökonomie führte und die bis dahin dominante feudale Agrarwirtschaft massiv zurückdrängte. Im Zuge der „Great Transformation“ entstanden – wie Polanyi⁵⁰ herausarbeitet – nicht nur Märkte für Geld und Boden, sondern auch für Arbeit. Es handelt sich um die Phase des expansiven Kapitalismus, der nicht an nationalstaatlichen Grenzen hält, sondern auch auf eine imperialistische Expansionsstrategie setzt (Kolonialismus). Angesichts der wachsenden Ungleichheit wird die soziale Frage in den Kernländern der bürgerlichen Moderne schon bald immer drängender und trägt zu massiven politischen Auseinandersetzungen bei, ja sogar zu Klassenkämpfen, die sich aber im Westen Europas nicht als Wegbereiter einer grundlegend neuen Gesellschafts- wie Wirtschaftsordnung erweisen. Stattdessen werden – so etwa Streeck – systemkonforme sozialpolitische Reformen auf den Weg gebracht, die zur sozialen Befriedung beitragen sollen, was jedoch in Anbetracht der systemischen Ungleichheit und der latenten Spannungen und Konfliktpotenziale nicht dauerhaft möglich ist. Die anhaltende Polarisierung zwischen Arm und Reich macht das mehr als deutlich.⁵¹ Gleichwohl konstituiert sich schon hier – worauf noch näher einzugehen sein wird – ein Reproduktionsregime, dessen Leitfiguren – die „Hausfrau“ und der „Familienernährer“ – sich über die Zeit hinweg als sehr beständig erweisen.

Sucht man nach den Transmissionsriemen für die bürgerliche Moderne, so ist mit Blick auf das Feld der Politik vor allem ein markantes Ereignis, nämlich die Französische Revolution, zu nennen, die der herrschenden Aristokratie ihre Macht (ja teilweise auch ihre Köpfe) nahm und zur Entstehung des bürgerlichen Nationalstaats beitrug. Es formierte sich eine parlamentarische Demokratie und eine „Subjektkultur der Bürgerlichkeit“⁵², die auf dem Ideal eines für sich selbst verantwortlichen Bürgers, der bürgerliche Rechte und ein gewisses Maß an Autonomie besitzt, basiert. Zugleich erodiert die „alte Ordnung“, die keine Trennung zwischen Staat und Kirche

50 Vgl. Polanyi (1977).

51 Siehe hierzu z.B. Piketty (2022).

52 Vgl. Reckwitz (2021), 100.

kennt. Damit einher geht – wie Weber es auf den Punkt bringt – eine „Entzauberung der Welt“ und eine Forcierung von Rationalisierungsprozessen, die alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringen – angefangen von der Wirtschaft, über die Politik und das Recht bis hin zur Wissenschaft. Für Reckwitz beginnt daher bereits in der bürgerlichen Moderne in Anbetracht dieser enormen Rationalisierungsdynamik die Durchsetzung einer „radikalen sozialen Logik des Allgemeinen“. Ob und inwieweit hier schon erste Spuren der Ausbildung eines „Kreativitätsdispositivs“ und einer Logik der „Singularisierung“ auszumachen sind, ist die Frage. Reckwitz macht sie anhand sich formierender Sub- und Gegenkulturen von Gemeinschaften und mit Blick auf romantische Praktiken, zu der auch Emotionen gehören, fest, denn sie entziehen sich einer Ausrichtung am Allgemeinen. Dieser Wandel der sozialen Logik nimmt im Laufe der Zeit an Fahrt zu, kommt aber erst in der Spätmoderne richtig zum Tragen. Aber darum soll es mir hier nicht gehen, mich interessiert weitaus mehr, wie es um das nicht nur von Reckwitz weitgehend ignorierte Reproduktionsregime in der bürgerlichen Moderne bestellt ist.

Dass die Entstehung der Moderne bzw. des modernen Kapitalismus eng verwoben ist mit der Trennung und Hierarchisierung von marktförmigen und privaten Sphären (Betrieb und Familie, Öffentlichkeit und Privatheit) hat die Frauen- und Geschlechterforschung schon früh in etlichen Studien klargestellt. Auch hat sie die hieraus resultierenden Unvereinbarkeiten, Spannungen und Widersprüche, die mit geschlechtlichen Zuschreibungsprozessen einhergehen und in der normativen und institutionellen Verankerung einer geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung⁵³ zum Ausdruck kommen, immer wieder zum Thema gemacht und kritisch reflektiert. So richtete sich die Analyse der Geschlechterforschung auf die historische Genese geschlechtlicher Separierungs- und Hierarchisierungsprozesse und ihre kulturelle, rechtliche, institutionelle Reproduktion. Beer hat hierfür den Begriff des „Sekundärpatriarchalismus“⁵⁴ geprägt, um deutlich zu machen, dass patriarchale Strukturen bzw. geschlechtliche Ungleichheiten kein Relikt der Vormoderne sind, sondern vielmehr konstitutiv für die Moderne waren. Dem „Pri-

53 Vgl. u.a. Becker-Schmidt (1991).

54 Vgl. Beer (1990).

märpatriarchalismus“ (Feudalismus) folgt somit der „Sekundärpatriarchalismus“ (moderner Kapitalismus). Mit anderen Worten, die Konstitution der Moderne als bürgerliche Gleichheits- und ökonomische Ungleichheitsordnung ist nicht zu trennen von der Genese eines Reproduktionsregimes, das auf einer hierarchischen Organisation des Geschlechterverhältnisses bzw. geschlechtshierarchisierenden Arbeitsteilung basiert, die sich in die bürgerliche Moderne – kulturell, normativ und institutionell – eingeschrieben hat.

Wir können also festhalten, dass sich in der bürgerlichen Moderne ein Reproduktionsregime herausgebildet hat, dass zur Entstehung der Leitfigur der „bürgerlichen Hausfrau“ beitrug. Es zielte darauf ab, Frauen einseitig an die Familie zu binden. So war es – wie Beer konstatiert – möglich, (Ehe-)Frauen für die generative Reproduktion der Gesellschaft kostengünstig verfügbar zu halten und zudem ihren weitgehenden Ausschluss aus existenzsichernden wie gut bezahlten Beschäftigungsverhältnissen zu forcieren und die männliche Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt zu privilegieren. Begründet wird hiermit das Grundmodell der geschlechtlichen Arbeitsteilung, der zufolge Frauen (unbezahlte) Arbeit im Haus und Männer (bezahlte) Erwerbsarbeit zu leisten haben. Daran rüttelt die Erwerbstätigkeit von Frauen nicht, denn auch erwerbstätige Frauen bleiben aus dieser Perspektive Hausfrauen (und Mütter). Frauen, so Beer, „boten sich geradezu als diejenige gesellschaftliche Gruppe an, die unter kapitalistischen Bedingungen für Aufgaben (Haus- und Care-Arbeit, M.F) vorgesehen werden konnten, für die eine Warenwirtschaft keine Verwendung hatte, die deren Rationalitätskriterien zuwiderlief, mit denen aber gleichzeitig gesellschaftlicher Bestandserhalt gewährleistet werden konnte“⁵⁵. So wird in der bürgerlichen Moderne bereits die Grundlage für eine geschlechterdifferente Zuweisung von Verantwortung für die Produktions- bzw. Reproduktionsarbeit gelegt, der zufolge Männer als Oberhaupt der Familie für den Erwerb bzw. die materielle Sicherung des Haushalts zuständig sind (male breadwinner), während Frauen in erster Linie für die Reproduktion Sorge zu tragen haben (female care). Ilse Lenz sieht es ähnlich und spricht von einer „neopatriarchalen Geschlechterordnung“. Im Kern „beruhte (sie) auf der Herrschaft von Männern – insbesondere der Eliten – in Gesellschaft und Politik, die durch die familiale Autorität

55 Beer (1990), 247.

als Gatten oder Väter über ihre Frauen und Kinder abgestützt wurde. [...] Legitimiert wurde sie durch das moderne zweigeschlechtliche Kollektivbewusstsein wie auch die Vorstellung einer Überlegenheit und entsprechenden Höherstellung der Männer⁵⁶; flankiert und begünstigt wurde dies u.a. durch das moderne Familienrecht des BGB aus dem Jahr 1900. Ein Abweichen von diesem Leitmuster, das sich zu einer hegemonialen Norm entwickelte, war nur schwer möglich. Wer sich der Zwangsheteronormativität entzog, musste mit sozialer Ächtung, wenn nicht sogar noch drastischeren Maßnahmen, wie Gefängnisstrafen, rechnen. Da sich an diesem Grundmuster, das kann bereits an dieser Stelle gesagt werden, in der industriellen Moderne nicht allzu viel änderte – ja, es findet in vielerlei Hinsicht sogar noch eine Zuspitzung und Festigung statt –, erfolgte der Übergang zwischen bürgerlicher und industrieller (organisierter) Moderne im Hinblick auf das Reproduktionsregime relativ reibungslos; aber hierzu im Weiteren mehr.

2.2 Industrielle, organisierte Moderne – verfestigtes, geschlechterdifferenzierendes Reproduktionsregime

Was die bürgerliche Moderne von der industriellen bzw. organisierten Moderne unterscheidet, ist vor allem die Dominanz, die der Industrieökonomie sowie vor allem dem fordristischen Produktionsmodell zukommt, das ab den 1920er Jahren vor dem Hintergrund der zweiten industriellen Revolution an Kontur gewinnt. Als die Grundpfeiler des Fordismus gelten die Massenproduktion und eine enge Verknüpfung mit dem Massenkonsum. Damit avanciert das fordristische Produktionsmodell zu einem dominanten Leitbild, das eine große, weit über das Herkunftsland (USA) hinaus gehende Ausstrahlungskraft hatte. Andere Formen der Arbeitsorganisation, wie kleine Betriebe und das Handwerk, gab es zwar nach wie vor, sie blieben aber im Schatten des Fordismus. Dem fordristischen Produktionsmodell ist zudem ein prägender Einfluss auf die gesamte Gesellschaft zu attestieren. Das spiegelt sich nicht nur in der Massenkultur und der Verbreitung eines „American Way of Life“ wider, die der sich formierenden nivellierten Mittelstandsgesellschaft

56 Lenz (2017), 203.

einen Stempel aufdrückt, sondern auch im Aufkommen von Massenmedien und der Bildung von Massenparteien. Das blieb nicht folgenlos: Während die Gesellschaft – so Reckwitz – auf „Gleichheit und Gleichförmigkeit“ ausgerichtet wird, bildet sich zugleich eine extrem abgründige Seite heraus, die in einer organisierten „Systematik sozialer Vernichtung in Krieg und Genozid“ besteht. Mit Blick auf Deutschland formt sich eine industrielle, organisierte Moderne heraus, die in der Zeit des Nationalsozialismus faschistisch war, zu einer „totalitären Version“ mutierte und zum Massenmord von Jüdinnen und Juden und vielen weiteren Opfern sowie menschenverachtenden Verbrechen führte.

In der Nachkriegszeit kristallisieren sich unterschiedliche Konzepte der industriellen Moderne heraus, die eine mal mehr mal weniger starke Einhegung der marktwirtschaftlich organisierten Ökonomie erkennen lassen. Deutschland zeichnet sich zunächst durch eine eher konservative wohlfahrtsstaatliche Einbettung der Ökonomie aus (soziale Marktwirtschaft bzw. koordinierte Marktkökonomie, korporatistischer Wohlfahrtsstaat), die nicht nur soziale Teilhabe, politische Partizipation und Mitbestimmung, sondern auch eine moderne Lebensführung („Wohlstand für alle“) versprach und von der Idee durchdrungen war, dass eine staatliche Global- bzw. Rahmensteuerung möglich sei. Die 1950er und 1960er Jahre werden daher auch als das „goldene Zeitalter des Kapitalismus“ beschrieben, das von dem Glauben an eine „immerwährende Prosperität“⁵⁷ bestimmt wird, was sich aber als ein relativ kurzer Traum entpuppt. Stattdessen wird in den 1970er Jahren vor dem Hintergrund der Ölkrise, der Nachfragesättigungen, der wachsenden Arbeitslosigkeit und vor allem auch der Umweltproblematik immer offensichtlicher, dass die Steigerungslogik (Wachstum um jeden Preis), die mit der industriellen Massenproduktion und dem Massenkonsum einherging, Grenzen hat und die Umwelt zerstört. Bevor ich im Weiteren den Wandel in Richtung Spätmoderne skizziere, bedarf es an dieser Stelle eines Blicks auf das die industrielle Moderne bestimmende Reproduktionsregime. Denn ohne ein mit dem fordristischen Produktionsmodell kompatiblem Reproduktionsregime wäre die industrielle Moderne wohl schon weitaus früher in Frage gestellt worden.

57 Lutz (1984).

Gestützt wurde die industrielle Moderne durch das bereits in der bürgerlichen Moderne sich herauskristallisierende Modell des Familienernährers und der damit korrespondierenden Leitfigur der Hausfrau. In der industriellen Moderne handelt es sich hierbei um den Typus des männlichen „Industrie(fach)arbeiters“, der – so das Leitbild – lebenslang bei einem Unternehmen beschäftigt ist und einen Familienlohn erhält, um seine (Klein-)Familie zu ernähren. Ausgeblendet wird hier allerdings, dass die Realität mit diesem Modell keineswegs übereinstimmt, denn Frauen waren keineswegs „nur“ im Haushalt tätig und haben auch nicht „nur“ Haus- und Sorgearbeit geleistet, vielmehr haben sie in nicht geringer Zahl stets Lohnarbeit verrichtet, die aber keineswegs dieselbe Wertschätzung erfuhr wie die der Männer. Dessen ungeachtet hat sich die Figur der „Hausfrau“ bzw. der Mythos der „Nur-Hausfrau“ lange Zeit halten können. Mehr noch, die Geschlechterdifferenz wird sogar – wie Ilse Lenz betont – „in Form des Ernährer-/ Hausfrauenmodells in den sich herausbildenden Wohlfahrtsstaat eingebaut und dadurch verstärkt“⁵⁸. Eine naturwissenschaftlich, biologisch begründete Geschlechterdifferenz wird zum „Strukturierungsprinzip der neuen Geschlechterordnung“ und zu einem zentralen Element eines stark verfestigten, geschlechterdifferenzierenden Reproduktionsregimes. Rechtlich (z.B. im Grundgesetz) sind die Geschlechter zwar gleichgestellt, dessen ungeachtet wird aber an der Geschlechterdifferenz im Hinblick auf die Ausgestaltung des Reproduktionsregimes, insbesondere bezogen auf die geschlechtliche Arbeitsteilung, festgehalten. Daran ändert sich nur wenig durch die modernisierte Variante des Vereinbarkeitsmodells, das nicht nur eine Erwerbstätigkeit von Frauen (bei Müttern überwiegend in Form von Teilzeitarbeit), sondern auch eine partielle Beteiligung von Männern an der Haus- und Care-Arbeit (Phasen aktiver Elternschaft) vorsieht und durch, mal mehr, mal weniger umfassende wohlfahrtsstaatliche Betreuungssysteme flankiert wird. Kahlert⁵⁹ spricht daher zurecht von der Gleichzeitigkeit von Wandel und Beharrung von Geschlechterungleichheiten. Ob dieses Reproduktionsregime mit dem Übergang in die Spätmoderne ins Wanken gerät oder doch nur durch weitere „Achsen

58 Lenz (2017), 204.

59 Vgl. hierzu u.a. Kahlert (2019).

der Differenz⁶⁰ modifiziert wird und so an Ambivalenz gewinnt, soll uns im nächsten Punkt beschäftigen.

2.3 Spätmoderne Gesellschaft – polarisierendes, ambivalentes Reproduktionsregime

Impulsgebend für die Transformation der industriellen Moderne in die Spätmoderne war vor allem der sich seit den 1970er Jahren abzeichnende tiefgreifende Wandel der Ökonomie in Richtung Post-industrialisierung (bzw. Postfordismus oder auch Postkapitalismus), was sich in neuen Produktions- und Managementkonzepten, in der zunehmenden Tertiarisierung und in der immer größeren Relevanz von Wissensarbeit („High Potentials“) sowie einem neuen Idealtypus von Arbeitskraft, wie dem „Arbeitskraftunternehmer“, widerspiegelt. Das kommt auch in der Zusammensetzung der Sozialstruktur zum Ausdruck: Zu beobachten ist eine Abkehr von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft hin zu einer stärkeren Polarisierung und Fragmentierung, die – folgt man Reckwitz – nunmehr eine triadische Form aufweist (neue akademisch gebildete Mittelklasse, traditionelle Mittelklasse, neue Unterklassen). Die Diskrepanz zwischen Verlierer:innen und Gewinner:innen vertieft sich noch weiter, denn das Subjekt der Spätmoderne befindet sich in einem ständigen Wettbewerb und soll sich „radikal ökonomisieren“. Folgerichtig handelt es sich bei der spätmodernen Ökonomie um einen „harten Kapitalismus“⁶¹. Die radikale Ökonomisierung trägt dazu bei, dass die spätmodernen Subjekte alles daran setzen müssen, Aufmerksamkeit zu generieren, etwas Besonderes zu sein und sich von anderen zu unterscheiden, also „Singularität“⁶² oder – wie Bröckling es formuliert – ein „unternehmerisches Selbst“⁶³ auszubilden, um zu den Gewinner:innen in diesem Spiel zu gehören.

Technologisch betrachtet lässt sich zunächst – vor dem Hintergrund der dritten industriellen Revolution (Mikroprozessoren, Personal Computer etc.) – eine zunehmende Informatisierung der Ar-

60 Vgl. u.a. Klinger/Knapp (2008).

61 Vgl. Reckwitz (2021), 115.

62 Vgl. hierzu Reckwitz (2017), (2021).

63 Vgl. Bröckling (2007).

beit und der Produktion (fraktale Fabrik etc.) ausmachen. Ab den 1990er Jahren sind gleich mehrere, immer ambitioniertere Digitalisierungsschübe zu beobachten, die – wie Staab es sieht – einen „digitalen Kapitalismus“ begründen. Offen ist allerdings bis heute, welche Dynamik dieser Transformation innewohnt: Können sich humanoorientierte Gestaltungsansätze durchsetzen oder ist hier Skepsis angebracht? Zumindest scheint der „Glaube an einen immerwährenden Fortschrittoptimismus“⁶⁴ nicht nur im Hinblick auf den digitalen Umbruch, sondern auch auf weitere Bausteine der Spätmoderne nicht mehr sehr groß zu sein. Am augenfälligsten wird dies, wenn man sich die bereits jetzt schon sichtbaren (globalen wie lokalen) kulturellen, sozialen und ökonomischen Folgen des Klimawandels vor Augen führt. So ist nicht zu übersehen, dass sich die Spätmoderne durch ein hohes ökologisches Zerstörungspotenzial auszeichnet und von Nachhaltigkeit eigentlich keine Rede sein kann. Ob und inwieweit sie sich auch ignorant gegenüber den Erfordernissen einer nachhaltigen Reproduktion verhält, ist daher eine naheliegende Frage. Betrachten wir also im Weiteren das spezifische Reproduktionsregime der Spätmoderne. Was unterscheidet das in der industriellen Moderne vorherrschende Reproduktionsregime vom Reproduktionsregime der Spätmoderne?

Ich gehe davon aus, dass sich in der Spätmoderne die Krise der Reproduktion, die bereits in den 1970er Jahren mit der steigenden Erwerbsintegration von „Frauen“ eingesetzt hat, aber durch die Implementierung eines modernisierten Versorgermodells (Vereinbarkeitsmodell) wieder abgefedert wurde, im Zuge der Durchsetzung einer „Logik des Besonderen“⁶⁵ verschärfen wird. Eine spätmoderne Geschlechterordnung, die sich sowohl als stark polarisierend als auch höchst ambivalent und spannungsreich entpuppt, wird folglich immer deutlicher sichtbar werden. Sie orientiert sich nicht nur an dem Leitbild des „Adult Worker Models“⁶⁶, sondern greift zugleich auch auf die traditionelle geschlechtliche Arbeitsteilung zurück und

64 Wagner (2018); siehe hierzu auch die Schattenseiten der „schönen neuen Arbeitswelt“ wie die zunehmende Sensibilität für Verluste (Reckwitz 2024).

65 Vgl. hierzu Reckwitz (2017), (2021).

66 Gemeint ist hiermit, dass von allen Erwachsenen erwartet wird, dass sie für sich selbst sorgen können und folglich erwerbstätig sein sollen. Hierzu schon früh Lewis (2004).

ist zudem eng verwoben mit Intersektionalität⁶⁷ und transnationaler Care-Arbeit. Dass es sich um ein höchst fragiles und widersprüchliches Reproduktionsregime handelt, kommt auch darin zum Ausdruck, dass es Tendenzen einer Neukonfiguration von Männlichkeit, neue Familien- und Lebensmodelle (De-Familialisierungsprozesse) und eine damit einhergehende Kritik an der „Zwangsheteronormativität“ erkennen lässt, aber zugleich – spätestens mit der Geburt von Kindern – nach wie vor ein relativ hohes Beharrungsvermögen der geschlechtlichen Arbeitsteilung an den Tag legt. Noch ist offen, was aus dieser konfliktreichen, widersprüchlichen Gemengelage aus Re-Traditionalisierungs- und Wandlungsprozessen wird, zumindest ist aktuell in vielen Bereichen immer noch nicht allzu viel von einer Auflösung der Geschlechterdiskriminierung und sexueller Gewalt zu erkennen (siehe MeToo).

Setzt sich eine „Logik des Besonderen“ durch, die darauf abzielt, dem Streben nach Generalisierung, Standardisierung und Formalisierung, das so typisch für die fordristische, industrielle Moderne war, einen Trend zur Einzigartigkeit und Singularisierung entgegenzusetzen, folgt daraus zwangsläufig weder ein schonender Umgang mit den natürlichen Ressourcen des Planeten noch ein nachhaltiger Umgang mit sozialen Ressourcen, die auch (Für-)Sorge für andere und sich selbst umfasst. Was sich unter den Vorzeichen der Spätmoderne hingegen zugespitzt hat, ist der Wettbewerb um Einzigartigkeit, der zwar höchst kompatibel mit der nach wie vor hegemonialen neoklassischen Ausrichtung der Ökonomie ist, sich aber zugleich als Bedrohungspotenzial erweist – zum einen für die Subjekte selbst („erschöpftes Selbst“) und zum anderen im Hinblick auf die Sorge für andere (Fürsorge). Wir haben es also nicht nur mit einer aggressiven Wettbewerbslogik und dem „Zwang zur Selbstverwirklichung“⁶⁸ bzw. zu radikaler Selbstvermarktung zu tun, sondern auch mit einer anhaltenden Abwertung von Reproduktions- bzw. Carearbeit. Darüber können auch die symbolischen Anerkennungsgesten, die Carearbeit leistende Beschäftigte z.B. in den ersten Monaten der Pandemie erfahren haben, nicht hinwegtäuschen. „Ge-winner:innen“ dieses Systems versuchen daher, sich von unbezahlter Haus- und Care-Arbeit (Sorgearbeit für Kinder, Pflege von Angehö-

67 Zum Begriff siehe u.a. Winker/Degele (2009).

68 Vgl. Reckwitz (2021).

rige) weitgehend frei zu machen, indem sie sie externalisieren (z.B. an osteuropäische Migrantinnen), zumal es immer noch – zumindest in Deutschland – an einer umfassenden gleichstellungsorientierten wohlfahrtsstaatlichen Care-Politik mangelt. Damit verstärken sich jedoch Polarisierungstendenzen entlang von intersektionalen Dimensionen (Klasse/soziale Herkunft, Ethnizität/„race“).

Anhaltspunkte für eine Krise des spätmodernen Reproduktionsregimes liefert nicht nur die „Flucht“ aus dem Pflegesektor (Exit-Strategie), die vor allem auf die anhaltenden Arbeitsüberlastungen zurückzuführen ist. Zu beobachten ist zudem eine zunehmende Subjektivierung der Arbeit, die zu Selbstüberforderungen führt und nicht folgenlos bleibt, wie die Zunahme psychischer Erkrankungen (Burnout), die auch eine geschlechtliche Konnotation erkennen lässt, zeigt.⁶⁹ Franziska Schutzbach hat diese Entwicklung erst jüngst etwas plakativ beschrieben, indem sie von der „Erschöpfung der Frauen“⁷⁰ spricht, denen es zunehmend weniger gelingt, die an sie gestellten Anforderungen zu erfüllen, nämlich permanent – insbesondere familiär und beruflich, emotional, zeitlich und sozial – verfügbar zu sein. Demnach schreibt die Spätmoderne, obwohl ihr attestiert wird, einen großen Schritt in Richtung Geschlechteremanzipation, ja sogar eines „Undoing Gender“⁷¹ und Diversitätsideals gemacht zu haben, die ungleiche und vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, einschließlich all ihrer beruflichen, sozialen, psychischen und emotionalen Folgen, fort, die nunmehr sogar noch verstärkt mit intersektionalen Dimensionen verwoben ist und „Achsen der Differenz“ (Knapp) forciert.

69 Siehe hierzu den Anstieg der Arbeitsunfähigkeitstage aufgrund der Diagnosegruppe Z73 („Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung“): Die AOK Daten belegen, dass zwischen 2011 und 2020 eine Zunahme um fast 36 Prozent stattgefunden hat, denn pro 1.000 AOK-Mitgliedern stieg sie von 96,9 auf 131,7 Tage an, wobei Frauen deutlich häufiger länger wegen eines Burnouts krankgeschrieben sind als Männer (Meyer et al. 2021, 502).

70 Vgl. Schutzbach (2021).

71 Zum Begriff: Butler (2004) verbindet mit „Undoing Gender“ subversive Aktivitäten, die dem Zwang zur Heteronormativität und der Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit entgegenwirken. Dieser politischen Sicht setzt Hirschauer (1994) ein Konzept entgegen, das systemtheoretisch inspiriert ist und auf eine Deinstitutionalisierung von Geschlecht bzw. einem „sozialen Vergessen“ der Geschlechterdifferenz hinausläuft.

3 Fazit und Ausblick

Zwar hat die Corona-Krise sichtbar gemacht, wie „systemrelevant“ Care- bzw. Sorgearbeit ist, womit nicht nur die Pflege von Kranken und die Betreuung von älteren Menschen und Kindern gemeint ist, sondern auch all die anderen Versorgungs- und Fürsorgetätigkeiten, die nicht nur für die Reproduktion des Arbeitsvermögens, sondern auch für die Aufrechterhaltung des eigenen Lebens so notwendig und unverzichtbar sind. Dennoch hat bislang allenfalls eine Anerkennung von Care-Tätigkeiten auf der Vorderbühne, also einer rein symbolischen Ebene, stattgefunden, was zu „Vernebelungseffekten“ und „Egalitäts- wie Diversitätsmythen“⁷² beigetragen hat, während auf der Hinterbühne weder ein substantieller Aufwertungsprozess des Pflegesektors (Entgelt, Verbesserung von Arbeitsbedingungen) noch eine grundlegende Abkehr von der geschlechtlichen Arbeitsteilung bzw. dem Gender Care Gap⁷³ zu beobachten ist. Vielmehr haben sich im Zuge der „global care chain“ noch weitere Fragmentierungs- und Polarisierungstendenzen in das Feld der Haus- und Care-Arbeit eingeschrieben. Ob und inwieweit diese Entwicklungen sich jedoch als krisenhaft erweisen werden und ihnen sogar eine Sprengkraft zuzumessen ist, die zu einer grundlegenden Abkehr von dem bislang stark polarisierten, ambivalenten Reproduktionsregime führen wird, ist noch nicht zu erkennen. Ohne – so etwa Rosa – eine „Überwindung der Trennung zwischen atomisiertem Konsum, fremdbestimmter Produktion und abgespaltener Reproduktion“⁷⁴ wird es sicherlich nicht zu einer Form der „Wirtschaftsdemokratie unter Einbeziehung der Reproduktionssphäre“⁷⁵ kommen. Das heißt, den „Eskalationstendenzen“ von Märkten⁷⁶ muss quasi erst einmal „der Stecker gezogen“ werden, wenn es gelingen soll, nicht

72 Siehe zum Thema Egalitätsmythen u.a. Funder/May (2014) und zu Diversitätsmythen Funder (2023).

73 Der Gender Care Gap gibt den zeitlichen Mehraufwand wieder, den Frauen im Unterschied zu Männern für unbezahlte Sorgearbeit aufwenden. Im Jahr 2019 lag er bei 52,4 Prozent (vgl. <https://de.statista.com/infografik/24809/hoehe-des-gender-care-gaps-in-deutschland/>). An dieser Diskrepanz hat sich im Verlauf der Corona-Pandemie kaum etwas verändert (vgl. Zucco/Lott 2021).

74 Rosa (2021).

75 Ebd.

76 Vgl. Rosa (2021), 250.

nur neue Formen der Resonanz und Selbst- sowie Fürsorge für andere hervorzubringen, sondern auch ein neues nachhaltiges post-spätmoderndes Reproduktionsregime⁷⁷ zu erzeugen. Noch sieht es – zumindest mit Blick auf Deutschland – nicht danach aus, vielmehr trägt die vorherrschende Version des spätmodernen Reproduktionsregimes eher zu einer Vertiefung und weiteren Verfestigung sozialer Ungleichheiten entlang intersektionaler Dimensionen bei.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte/Dammayr (2014), Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit, in: Soziale Welt, Sonderband 20, Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Baden-Baden: Nomos, 125–140.
- Bader, Pauline/Becker, Florian/Demirović, Alex/Dück, Julia (2011), Die multiple Krise – Krisendynamik im neoliberalen Kapitalismus, in: Alex Demirović/Julia Dück/Florian Becker/Pauline Bader (Hg.), VielfachKrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus. Hamburg: VSA-Verlag, 11–28.
- Bauman, Zygmunt (1995): Ansichten der Postmoderne. Hamburg: Argument.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2001), Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme, in: Ulrich Beck/Wolfgang Bonß (Hg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 11–59.
- Becker-Schmidt, Regina (1987), Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Lilo Unterkirchen/Ina Wagner (Hg.), Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien: ÖGB Verlag, 10–25.
- Becker-Schmidt, Regina (1991), Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie, in: Wolfgang Zapf (Hg.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt a.M./New York: Campus, 383–394.
- Becker-Schmidt, Regina (2007), Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung, in: Brigitte Aulenbacher/Maria Funder/Heike Jacobsen/Susanne Völker (Hg.), Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 250–268.

77 Vorschläge gibt es hierzu einige, siehe FN 34.

Krise der Spätmoderne – Transformation des Reproduktionsregimes?

- Beer, Ursula (1990), Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bock, Giesela/Duden, Barbara (1977), Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976. Berlin: Frauenoffensive, 118–199.
- Bröckling, Ulrich (2007), Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2004), Undoing Gender. New York: Routledge.
- Demirović, Alex/Maihofer, Andrea (2013), Vielfachkrise und die Krise der Geschlechterverhältnisse, in: Hildegard M. Nickel/Andreas Heilmann (Hg.), Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven. Weinheim: Beltz Juventa, 30–48.
- Eggers, Thurid/Grages, Christopher/Pfau-Effinger, Birgit (2021), Politiken zur familialen Care-Arbeit und Gleichstellung der Geschlechter – eine theoretische Diskussion, in: Simone Scherer/Ruth Abramowski/Irene Dingeldey/Anna Hokema/Andrea Schäfer (Hg.), Geschlechterungleichheiten in Arbeit, Wohlfahrtsstaat und Familie. Frankfurt a.M./New York: Campus, 165–190.
- Ehrenberg, Alain (2004), Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Funder, Maria (2023), Warum Diversitätspolitik kein „Schnick-Schnack“ ist. Perspektiven der Organisations- und Diversitätsforschung, in: Maria Funder/Julia Gruhlich/Nina Hossain (Hg.), Diversitäts- und Organisationsforschung. Handbuch für Wissenschaft und Praxis. Baden-Baden: Nomos, 563–586.
- Funder, Maria/May, Florian (2014), Neo-Institutionalismus: Geschlechtergleichheit als Egalitätsmythos?, in: Maria Funder (Hg.), Gender Cage – Revisited. Handbuch zur Organisations- und Geschlechterforschung. Baden-Baden: Nomos, 195–224.
- Fraser, Nancy (1994), After the family wage. Gender equity and the welfare state, in: Political Theory, 22.4, 591–618.
- Giddens, Anthony (1995), Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gramsci, A. (1991): Gefängnishefte, 2, 2./3. Hamburg/Berlin: Argument.
- Habermas, Jürgen (1973), Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haugg, Frigga (2011), Die Vier-in-einem-Perspektive – Eine Utopie von Frauen, die eine Utopie für alle ist, <https://www.postwachstum.de/die-vier-in-einem-perspektive-eine-utopie-von-frauen-die-eine-utopie-für-alle-ist-20110828> (15.02.2022).

- Hirschauer, Stefan (1994), Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: Kölner Zeitschrift für Sozialpsychologie, 46, 668–691.
- Hirschauer, Stefan (2016), Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: Undoing Gender und die Post Gender Studies, in: Gender, 3, 114–129.
- Hondrich, Karl Otto (1983), Wieviel Gutes hat die Krise und wieviel Krise ist gut? Überlegungen zur Normalität des Unerwünschten, in: Joachim Matthes (Hg.), Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt a.M./New York: Campus, 278–292.
- Honneth, Axel (2023), Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit. Berlin: Suhrkamp.
- Jürgens, Kerstin (2010), Deutschland in der Reproduktionskrise, in: Leviathan, 4, 559–587.
- Jürgens, Kerstin (2013), Deutschland in der Reproduktionskrise – Nachbe trachtung einer Diagnose, in: Hildegard M. Nickel/Andreas Heilmann (Hg.), Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Per spektiven. Weinheim: Beltz Juventa, 70–85.
- Kahlert, Heike (2019), Neuordnung der wohlfahrtskapitalistischen Ge schlechterverhältnisse in der Spätmoderne: Reproduktionskrise und/oder unvollendete Revolution?, in: Barbara Rendtorff et al. (Hg.): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis, Geschlecht und Gesellschaft 73. Münster: Westfälisches Dampfboot, 141–155.
- Klinger, Cornelia (2013), Krise war immer ... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive, in: Erna Appelt/Brigitte Aulenbacher/Angelika Wetterer (Hg.), Gesellschaft – Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 82–104.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun Axeli (2008), Einleitung, in: dies. (Hg.), ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, 7–18.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2014), „Intersectionality“ – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung?, in: dies.: Arbeiten am Unterschied. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, 127–146.
- Kohlrausch, Bettina/Zucco, Alina (2020), Die Corona-Krise trifft Frauen doppelt. Weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit. WSI Policy Brief Nr. 40, 5/2020. Düsseldorf.
- Koselleck, Reinhart (1982), Krise, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 3. Stuttgart: Klett Cotta, 617–650.

- Lenz, Ilse (2017), Genderflexer? Zum gegenwärtigen Wandel der Geschlechterordnung, in: Ilse Lenz/Sabine Evertz/Saida Ressel (Hg.): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 181–221.
- Lewis, Jane (2004), Auf dem Weg zur „Zwei-Erwerbstägigen“-Familie, in: Sabine Leitner/Ilona Ostner/Martina Schratzenstaller (Hg.), Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem Ernährermodell?. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 62–84.
- Luhmann, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Luhmann, Niklas (1997), Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lutz, Burghart (1984), Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Melde, Thomas (2021), Was kann die Soziologie für die unternehmerische Nachhaltigkeit leisten?, in: SONA – Netzwerk Soziologie der Nachhaltigkeit (Hg.), Soziologie der Nachhaltigkeit. Bielefeld: transcript, 325–336
- Meyer, Markus/Wing, Lisa/Schenkel, Antje/Meschede, Miriam (2021), Krankheitsbedingte Fehlzeiten in der deutschen Wirtschaft 2020, in: Bernhard Badura/Antje Ducki/Helmut Schröder/Joachim Klose/Markus Meyer (Hg.), Fehlzeiten-Report 2021, Fehlzeiten-Report, 441–536, https://doi.org/10.1007/978-3-662-63722-7_27 (15.02.2022).
- Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika/von Werlhof, Claudia (1988), Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfruisierung der Arbeit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Nassehi, Armin (2021), Unbehagen. Theorie der überforderten Gesellschaft. München: C.H. Beck.
- Neckel, Sighard (2018), Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Soziologische Perspektiven, in: Sighard Neckel/Natalia Besedovsky/Moritz Boddenberg/Martina Hasenfratz/Sarah Miriam Pritz/Timo Wiegand (Hg.), Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Umrisse eines Forschungsprogramms. Bielefeld: transcript, 11–24.
- Nünning, Ansgar (2013), Krise als Erzählung und Metapher. Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie, in: Carla Meyer/Katja Patzel-Mattern/Gerrit Jasper Schenk (Hg.), Krisengeschichte(n). Krise als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Stuttgart: Franz Steiner, 117–144.
- Piketty, Thomas (2022), Rassismus messen, Diskriminierung bekämpfen. München: C.H. Beck.
- Polanyi, Karl (1997 [1944]), The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Reckwitz, Andreas (2017), Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2021), Gesellschaftstheorie als Werkzeug, in: Andreas Reckwitz/Hartmut Rosa (Hg.), Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?. Berlin: Suhrkamp, 23–150.
- Reckwitz, Andreas (2024): Verlust. Ein Grundproblem der Moderne. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2021), Best Account. Skizze einer systematischen Theorie der modernen Gesellschaft, in: Andreas Reckwitz/Hartmut Rosa (Hg.), Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?. Berlin: Suhrkamp, 151–251.
- Rulffes, Evke (2021), Die Erfindung der Hausfrau. Geschichte einer Entwicklung. Hamburg: Harper Collins.
- Schroer, Markus (2022), Geosoziologie. Berlin: Suhrkamp
- Schutzbach, Franziska (2021), Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit. München: Droemer.
- Steg, Joris (2020), Was heißt eigentlich Krise?, in: Soziologie, 49, 4, 423–435.
- Staab, Philipp (2019), Digitaler Kapitalismus. Berlin: Suhrkamp.
- Streeck, Wolfgang (2011), Die Krisen des demokratischen Kapitalismus, in: Lettre Internationale, 95, 7–17.
- Tronto, Joan (2013), Caring Democracy. Markets, Equality, and Justice. New York: New York University Press.
- Wagner, Peter (2018), Fortschritt. Zur Erneuerung einer Idee. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987), Doing Gender. *Gender & Society*, 1, 125–151, <http://dx.doi.org/10.1177/0891243287001002002> (15.02.2022).
- Winker, Gabriele (2021), Solidarische Care-Ökonomie – Revolutionäre Realpolitik für Care und Klima. Bielefeld: transcript.
- Zucco, Alina/Lott, Yvonne (2021), Stand der Gleichstellung. Ein Jahr nach Corona, in: WSI-Report, Nr. 64, März 2021. Düsseldorf.